

**Zeitschrift:** Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =  
Gazetta militare svizzera

**Band:** 65=85 (1919)

**Heft:** 40

**Artikel:** Erlebnisse und Betrachtungen aus der Zeit des Weltkrieges (Schluss)

**Autor:** Habicht

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-35336>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 25.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

dem Fuße folgen, um die Verbindung niemals abreißen zu lassen, der vernichtend wirkenden Artillerie, deren Batterien blind wären, wenn sie keine gesicherten Verbindungen mit der Feuerleitung und Beobachtung hätten. Nirgends dürfen die unentbehrliche „Quasselstrippe“ oder eine andere Verbindung fehlen; die Nachrichtenmittel stellen auch einen wertvollen moralischen Faktor dar, indem sie den einzelnen Teilen der Truppe den Zusammenhang mit den andern geben und ihnen das Gefühl der Sicherheit und des Rückhalts verleihen, sodaß sie auch vom Feinde hart bedrängt bis zum äußersten aushalten.

Der gesamte Umfang der verschiedenartigen Leistungen der Nachrichtentruppe läßt sich nur schwer in Zahlen erfassen. Aber das wichtigste und umfangreichste Einzelgebiet der Nachrichtentruppe, der Bau von Fernsprech- und Telegraphenleitungen aus blankem oder isoliertem Draht, liefert uns durch Feststellung der gesamten Länge der gebauten Leitungen schon einen ausreichenden Maßstab zur Beurteilung der Leistungen. Diese Bautätigkeit bildet jedoch nur einen Teil der Gesamtleistungen der Nachrichtentruppe; in Betracht kommt noch der ungeheure Kräfteaufwand, der mit der Einrichtung und dem Betrieb der nach Tausenden zählenden Feldstationen verbunden ist. Mit den vollkommensten Mitteln der Technik ausgestattet, erreichen die großen Feldstationen für die höheren Befehlsstellen (Armeeoberkommando) mit ihrem Fernsprech- und Telegraphenbetrieb den Umfang mancher heimatlichen Telegraphenämter mit all ihren modernsten Einrichtungen; sie befördern täglich tausende von Telegrammen. Dazu treten der schwierige und verantwortungsvolle Dienst der zahlreichen Funkenstationen jeder Art, die dem Nachrichtennetz unseres Heeres die notwendige Unabhängigkeit von den zerstörbaren Drahtverbindungen und die Möglichkeit der Verbindungen mit den Luftstreitkräften geben, und die anderen Nachrichtenmittel besonderer Art. Immerhin ergibt die Gesamtlänge aller Leitungen der Nachrichtentruppe, die am Ende des dritten Kriegsjahres im Betriebe waren, einen erstaunlich hohen Zahlenwert: Sie beläuft sich auf rund 920,000 Kilometer. Um von der Bedeutung dieser Länge eine gewisse Vorstellung zu geben, sei hinzugefügt, daß sie dem Dreiundzwanzigfachen des Umfangs des Erdäquators und fast dem Zweieinhalbfachen der mittleren Entfernung des Mondes von der Erde gleichkommt. Diese Zahlen stellen aber nicht die gesamte Kriegsbautätigkeit dar. Die Kabelleitungen werden im Felde, sobald sie entbehrlich geworden sind, wieder abgebaut, oder beim Vorrücken durch Leitungen aus blankem Draht ersetzt, damit das Kabel so lange als möglich von neuem verwendet werden kann. Viele Leitungen sind im Kampf zerschossen worden und haben neu verlegt werden müssen, die Witterungseinflüsse der mehr als dreijährigen Kriegszeit haben den Ersatz zahlreicher verbrauchter Kabel notwendig gemacht. Die Gesamtlänge des gelieferten Leitungsdrahtes ist daher ganz erheblich höher; sie beträgt für die ersten drei Kriegsjahre etwas mehr als 2,700,000 Kilometer. Diese Länge macht mehr als das Siebenfache der mittleren Entfernung des Mondes von der Erde aus.

Die Zahlen vermögen uns ein deutliches Bild von den gewaltigen Anforderungen und Leistungen zu geben, denen die Nachrichtentruppe zu ge-

nügen hat und denen sie nach besten Kräften gerecht worden ist. Sie dürfen nicht genannt werden, ohne der rastlosen Mitarbeit der Reichstelegraphenverwaltung Erwähnung zu tun, die durch selbstlose Hingabe von Personal und Material trotz ihrer hohen eigenen Aufgaben viel zu dem Erreichten beigetragen hat. Die Zahlen stellen aber auch der Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie ein glänzendes Zeugnis aus, zumal mehr als die Hälfte des gelieferten Leitungsmaterials aus isoliertem Draht (Kabel) bestand. So wirken auch hier deutscher Fleiß, Tüchtigkeit, Aufopferungsfähigkeit, Hingebung und Treue des Heeres und der Heimat in allen Teilen zusammen, um in festem von Beginn des Krieges ab unveränderlichem Siegeswillen treu ihren Mann zu stellen.

### Erlebnisse und Betrachtungen aus der Zeit des Weltkrieges.

Von Oberstleutnant *Habicht*.

(Schluß.)

Man hat dem deutschen Offizierskorps vielfach seine Unzulänglichkeit in politischen Dingen zum Vorwurf gemacht und eines der Hauptpostulate, von dem die Sanierung der gegenwärtigen Verhältnisse erwartet wird, geht auf eine zeitgemäße politische Schulung der zukünftigen Offiziere. Dieser Vorwurf schreibt sich keineswegs aus den feindlichen Reihen, sondern es sind deutsche Stimmen, die ihn erheben und mit allem Nachdruck vertreten. Es sind auch Glieder des aktiven Offiziersstandes, die heute unumwunden zugeben, daß sich die Unkenntnis in politischen Dingen schwer gerächt habe. Unter diesen „politischen Dingen“ darf man freilich nicht das verstehen, was man so landauf landab darunter bei uns versteht: die Mitwirkung in allen möglichen Konventikeln und politischen Versammlungen, deren hauptsächliche Tätigkeit in der Aufstellung irgend eines Ratsmitgliedes besteht. Es handelt sich hier um eine politische Schulung, die dazu befähigt, jene Bedingungen zu erfassen, die für das Verhältnis der verschiedenen Staaten unter sich und der verschiedenen Parteien innerhalb des einen Staates maßgebend und bestimmend sind, die in den Stand setzt, die Tragweite wirtschaftlicher und sozialer Fragen zu begreifen und die verschiedenen nationalen Ansprüche und Bestrebungen zu ermessen und in ihrer Berechtigung und geschichtlichen Begründung zu erkennen. Der Offizier soll also keineswegs das sein, was man bei uns landläufig unter einem „Politiker“ versteht, sondern er soll eben so geschult werden und sich auch selbst so schulen, daß er politisch auf einer höheren Warte steht und der Strömung der Zeit gerecht zu werden vermag. Das wird gerade den eminenten Vorteil vermitteln, daß man die fremden Verhältnisse nicht schon von Haus aus unterschätzt und den eigenen ohne weiteres eine maßlose Ueberschätzung entgegenbringt, wie das so ausgesprochen deutscherseits im Weltkriege der Fall gewesen ist.

Auch Stein erörtert das Verhältnis des Offiziers zur Politik. Allerdings geschieht das in einem etwas anderen Sinne. Die Frage der politischen Vorbildung läßt er ungestreift, beschäftigt sich aber mit den Beziehungen, die zwischen Politik, Kriegsvorbereitung und Kriegführung stattzufinden haben, und mit dem hieraus resultierenden Einfluß, den die Heeresleitung auf politische Maßnahmen gewinnen kann.

Daß die Aufmarschpläne im Einverständnis mit dem Leiter der Politik aufgestellt werden mußten, ist für Stein selbstverständlich; denn ein Chef des Generalstabes kann seinen Plan erst aufstellen, wenn er über die politische Lage unterrichtet ist. Doch werden sich im Verlaufe eines Krieges zwischen der militärischen und der politischen Leitung immer Meinungsverschiedenheiten ergeben, weil es unmöglich ist, zwischen beiden Gebieten eine so scharfe Grenze zu ziehen, daß sie sich nicht berühren. Graf Hertling hat das zwar als Reichskanzler einmal versucht. Er ging dabei von dem Grundsatz aus, daß der militärische Leiter gedeckt sei, wenn seine Ansicht von dem politischen Leiter und dem Kaiser nicht angenommen würde, und daß er dann keine Veranlassung habe, zurückzutreten. Der politische Leiter müsse aber zurücktreten, wenn die Entscheidung des Kaisers gegen ihn falle. Es liegt auf der Hand, daß nach dieser einseitig mechanischen Formel die Frage nicht gelöst werden kann, ebensowenig wie nach dem Grundsatz des alten Wrangel: „Ich schreibe mit das Schwert und nich mit die Feder.“ In der vollständig richtigen Erkenntnis, daß eben der militärische Leiter ohne einen gut fundierten politischen Schulack nicht auskommen kann, hat sich der Nachfolger des alten Moltke, Graf Waldersee, sehr viel mit Politik beschäftigt, wenn er sie auch in den Ausbildungsgang seiner Offiziere nicht aufgenommen hat. Aber selbst Stein muß anerkennen, daß die Offiziere sich ein Urteil darin bilden sollten, weil das heute nötiger sei denn je.

Es beschlägt das ein Kapitel, dem auch bei uns noch nicht die richtige Erkenntnis in vollem Umfange entgegengebracht wird. Auch bei uns gibt es noch viele an und für sich recht gescheite Leute, die der Meinung sind, daß sich zwischen Politik und Kriegführung eine saubere Scheidung anbringen lasse. Das ist nun einmal, wie schon betont worden ist, praktisch gar nicht möglich. Um das zu erkennen, braucht man nicht einmal auf die Definition von Clausewitz eingeschworen zu sein, daß der Krieg die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln bedeute. Zwischen Kriegführung und Politik besteht eine solche Menge von subtilen Berührungspunkten und Zusammenhängen, daß die obersten Instanzen, in deren Händen die letzten Entscheidungen liegen, ohne deren Verständnis niemals ersprießlich zusammenarbeiten können. Aber auch sonst kann der Krieg viele Offiziere vor Aufgaben stellen, die für innere wie äußere Politik einen scharfen Blick, richtiges Urteil und feinen Takt verlangen. Hiezu gehören beispielsweise alle Verhandlungen mit Neutralen und Kriegsparteien über Internierten- und Gefangenensachen. Sicherlich wird es dabei zwischen der politischen und der militärischen Leitung sehr oft zu einem Kompromiß kommen, aber das ist immer noch besser und für das Staatsdasein bekümmlicher, als wenn die politischen Möglichkeiten von den militärischen Ansprüchen negiert werden oder die Politik an das militärische Können Forderungen stellt, denen dieses unmöglich gerecht werden kann. Daß man aber diese unumgängliche politische Erkenntnis der militärischen Führer nicht mit dem Betriebe einer kleinlichen Parteipolitik identifizieren darf, ist bereits ausgeführt worden. Es ist keineswegs ausgeschlossen, sondern erscheint sogar sehr naheliegend, daß es gerade die raschen und durchschlagenden militärischen Erfolge von 1866

und 1870/71 gewesen sind, die in Deutschland zu der irrigen Ansicht geführt haben, daß sich einzig und allein mit dem Schwert in der Faust alles entscheiden lasse. Ähnliche Anschauungen haben ja zur Zeit der Mailänderkriege auch bei uns geherrscht, bis dann die Erkenntnis gekommen ist, daß zum Betriebe einer Großmachtspolitik auch die erforderlichen Mittel vorhanden sein müssen.

Schon während des Weltkrieges hat man hören können, daß sich Deutschland mit seinen Bundesgenossen, Oesterreich-Ungarn inbegriffen, mehr Verpflichtungen aufgeladen als Vorteile eingehandelt habe. Auch Stein bekennt sich zu dieser Anschauung und widmet diesem Thema in seinem Buche einen besonderen Abschnitt, in dem oft zwischen den Zeilen noch mehr zu lesen ist als in diesen selbst. Dabei kommt Oesterreich-Ungarn sehr schlecht weg. Seinen Offizieren wird vorgeworfen, daß sie den Krieg zunächst viel zu leicht genommen hätten, daß dieselbe Gleichgültigkeit und Unkenntnis in politischen Angelegenheiten geherrscht habe wie in Deutschland. Die Auffassung war vielfach: „Wenn wir untergehen, wollen wir fesch untergehen.“ Betont wird, daß sich im österreichisch-ungarischen Heere die übeln Erscheinungen einer langen Kriegsdauer schon sehr früh gezeigt haben, wobei von der allgemein bekannten Unzuverlässigkeit der slawischen Teile ganz abgesehen wird. Viele Offiziere und Soldaten trieben sich hinter der Front und in der Heimat herum. Der Front waren ohnehin durch Besetzung aller möglichen rückwärtigen Stellen viel mehr Kräfte entzogen, als in Deutschland für die gleichen Zwecke nötig gehalten wurde. Die Mannszucht wurde immer schlechter, da Kaiser Karl die früheren strengen Strafen untersagt hatte. Als man sie dann wieder einzuführen und damit Wandel zu schaffen suchte, war es zu spät. Es kam nach Stein schließlich so weit, daß zu einem Rennen bei Wien sich mehrere tausend Offiziere ohne Urlaub von der italienischen Front entfernten. Unterstrichen wird auch die große Bestechlichkeit und Käuflichkeit, die bis in die höchsten Stellen hinaufreichte. Kaiser Karl wird als ein schwacher Fürst bezeichnet, der von der Kaiserin vollständig beherrscht wurde und den man nicht für ernst nehmen konnte. Czernin galt nach Stein für einen klugen und verschlagenen Diplomaten, über dessen Verhalten folgendes erzählt wird: „Er glaubte, wir würden den Krieg durch Oesterreichs Schuld verlieren, weil Kaiser Karl um jeden Preis im Herbst 1918 Frieden wollte. Er sah die einzige Rettung in der Stärkung der österreichischen Deutschen durch Herausdrücken der Polen. Deutschland sollte von Polen nehmen, was es nötig hätte, den Rest wollte er mit Galizien unter einem reichsdeutschen Statthalter vereinigt sehen. Die endgültige Regelung sollte erst beim Friedensschluß erfolgen und wenn Deutschland Bürgschaft hätte, daß sich die Politik Oesterreichs in Anlehnung an Deutschland bewege. Er, Czernin, hielt einen Bruch mit Deutschland für die größte Gemeinheit und für den größten Schaden Oesterreichs. Seine Ansicht wollte er auch dem Kaiser Karl gegenüber vertreten. Ein anderer Gewährsmann aus der Umgebung des Kaisers Karl bestätigte, daß der Kaiser auf alle Fälle Frieden schließen wolle. Verhandlungen mit der Entente fänden fortgesetzt statt, und ihr Geld flöbe reichlich nach Oesterreich. Er sah das Heil beziehungsweise in einer stärkeren Bestechung Oester-

reichs durch Deutschland. Czernin hielt er für erledigt; der Kaiser sollte von ihm nichts wissen wollen.“ Diese Darstellung des Verhaltens Czernins ist entschieden neu und differiert in verschiedenem mit dem, was sonst hierüber bekannt geworden ist. Ob sie restlos aufrecht erhalten werden kann, erscheint sehr fraglich. Uebrigens kann man sich des Eindruckes kaum erwehren, daß in den höchsten deutschen Militärkreisen gegenüber dem jungen österreichischen Kaiser eine sehr unfreundliche Stimmung geherrscht haben muß. Gleicherweise scheint sich die anfänglich für Ungarn günstige Stimmung während des Kriegsverlaufes umgewandelt zu haben. „Hatte sich Ungarn früher bereit erklärt, an Deutschland, aber nicht an Oesterreich, Getreide und Vieh zu liefern, so wurden jetzt die Abschlüsse mit ihm immer schwieriger. Sie wurden nicht innegehalten und immer wieder mit neuen Forderungen verknüpft. Dann kamen die Verleumdungen in den Zeitungen wie in Oesterreich, ohne daß von unserer Seite dem kräftig entgegengetreten wurde. Aus Rumänien und der Ukraine waren Oesterreich-Ungarn Vorzugslieferungen an Getreide zu Ungunsten Deutschlands zugebilligt, die später ausgeglichen werden sollten. Dazu ist es nie gekommen. Man hatte sogar die Dreistigkeit, unsere Transporte in Ungarn festzuhalten und selbst zu verwerten. Schließlich endete es mit offener Feindschaft und ausgesprochener Treulosigkeit.“

Aehnlich werden die Verhältnisse mit Bulgarien und der Türkei geschildert. Auch Bulgarien verlangte alles ohne Gegenleistung und glaubte dazu noch ein Recht zu haben, und da das Land ein wichtiger Bundesgenosse sein konnte, so mußte es eben unterstützt werden. Dabei bestand aber begründeter Verdacht, daß die deutschen Lieferungen nicht voll für den Krieg verwendet, sondern für den Frieden zurückgelegt worden sind. Eingeräumt wird, daß sich die bulgarischen Truppen anfänglich gut geschlagen und ein Teil derselben bis zuletzt kriegstüchtig geblieben ist. Aber sie haben es nie verstanden, warum man ihnen bei der letzten Offensive der Entente nicht rechtzeitig hat Unterstützung zukommen lassen. Hiebei wird zugegeben, daß im ersten Augenblick keine Truppen frei waren und, als man dann solche freigemacht hatte, der günstige Zeitpunkt bereits verstrichen war. Wiederum zwischen den Zeilen kann man herauslesen, daß es auch der von Bulgarien geltend gemachten Gebietsentschädigungen wegen zu Unstimmigkeiten gekommen sein muß. Ueber den türkischen Bundesgenossen lautet das Urteil etwas eingeschränkter. Der türkische Soldat wird als gut bezeichnet, sobald er richtig gelöhnt und gepflegt werde. Die in den deutschen Verband nach Rumänien überführten Truppen hätten sich ausgezeichnet verhalten, seien aber, als sie nach Syrien zurückgeführt wurden, zur Hälfte nach Hause gelaufen, weil in Löhnung und Verpflegung die türkische Wirtschaft wieder eingesetzt habe. In Palästina seien die Operationen in erster Linie an den ganz unzulänglichen Verbindungen gescheitert. Deutscherseits habe man eine ausgezeichnete Hilfstruppe dorthin gesandt, die sich vorzüglich bewährt habe, aber bei ihren wirkungsvollen Angriffen von den Türken im Stiche gelassen worden sei.

Das Schlußurteil über die Bundesgenossen lautet: „Unsere Bundesgenossen waren alle schwach und ohne eigene Hilfsmittel. Wir mußten, abgeschlossen

vom Weltmarkte, ihnen das Fehlende liefern. Aus Furcht, sie könnten abfallen, sind wir zu rücksichtsvoll gegen sie gewesen. Die Entente hat jedes einzelne Volk kraftvoll zusammengehalten und alle zu einem Handeln zusammengeschlossen. Uns ist es nicht gelungen, zu dieser Einheit zu kommen. Jeder Staat hatte seine eigenen Bestrebungen und inneren Schwierigkeiten. Schließlich kamen Treulosigkeit und Verrat hinzu, die wir durch Nachgiebigkeit hatten verhindern wollen. Deutschland hat nicht verstanden, seinen Willen von Anfang an durchzusetzen und klare Verhältnisse zu schaffen.“

Liest man diese Sätze, so muß man ohne weiteres in der Ueberzeugung bestärkt werden, daß die größere politische Erkenntnis und die zutreffendere psychologische Divination auf Seiten der Entente gewesen ist. Vergegenwärtigt man sich dann den Gang der Operationen auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen und an den weit auseinander liegenden Fronten im Zusammenhang, so wird man auch finden, daß sie politisch nicht ungeschickt auf einander abgestimmt und konsequent auf den Zweck gerichtet waren, das eine oder das andere Glied von der Zentralmächtekoalition abzusprennen. Um in diesem Sinne besser und empfindlicher wirken zu können, bleibt man in Saloniki und baut die dortige Stellung mehr und mehr zu einer mazedonisch-albanischen Front aus. Aus den gleichen Motiven wird aus zwei verschiedenen Richtungen, vom Suezkanal und vom persischen Meerbusen aus, offensiv gegen die Türkei vorgegangen und kein Mißgeschick und keine Verzögerungen sind imstande, die oberste Kriegsleitung der Entente von der Durchführung dieser Operationen abzubringen. Sie tragen denn auch ihren unverkennbaren Nutzen, der sich umso rapider geltend macht, je weniger Deutschland den beiden Baikanbundesgenossen die bisher geleistete Unterstützung noch weiters angedeihen zu lassen vermag, und je mehr es selber auf dem westlichen Kriegsschauplatze in operative Bedrängnis gerät. Durch den Offensivstoß Franchet d'Espereys an entscheidender Stelle getroffen, kapituliert Bulgarien und scheidet aus dem Verbands der Zentralmächtekoalition aus. Sememal Beispiele folgt die aus südlicher und östlicher Richtung zu gleicher Zeit bedrängte Türkei, nachdem ihre einzige noch wirklich im Felde stehende Streitmacht, die syrische Armee, zu teilweiser Waffenstreckung gezwungen worden ist. Beiden schließt sich das moralisch und physisch schon längst zusammengebrochene Oesterreich-Ungarn an, so daß Deutschland politisch wie militärisch gänzlich isoliert ist und trotz anfänglicher Offensiverfolge unaufhaltsam in die Katastrophe hineintreibt.

Von dem, was über die früheren Verbündeten Deutschlands, Rumänien und Italien, gesagt wird, haben nur die Bemerkungen über das letztgenannte Land ein aktuelles Interesse. Sie bestätigen, was hie und da schon während des Krieges behauptet, dann aber von deutscher Seite immer wieder bestritten worden ist, nämlich, daß deutscherseits Italien schon längere Zeit vor dem Kriege als unsicherer Kantone eingeschätzt und dementsprechend operativ in die Rechnung eingestellt worden ist, sein Abfall daher auch nicht sonderlich überrascht hat. „Wir haben ihm nie über den Weg getraut und nur das Nötigste zu seiner Kenntnis gebracht“, schreibt Stein. Bei einer solchen Behandlung noch während des Friedens ist es auf der anderen Seite nicht ge-

rade verwunderlich, wenn die bundesgenössische Begeisterung in Italien auf sehr schwachen Füßen gestanden und die Probe auf das Exempel nicht zu bestehen vermocht hat.

Hie und da wird auch der Name Ludendorffs erwähnt, doch geschieht dies nicht gerade häufig. Auffallend ist dabei und läßt auch wieder zwischen den Zeilen lesen, daß bei diesen Nennungen fast nie des Feldmarschalls Hindenburg Erwähnung geschieht. Man kann sich auch hier nicht des Eindruckes erwehren, daß über das persönliche und dienstliche Verhältnis, das zwischen diesen beiden Männern bestanden hat, Trübungen bestehen, die noch der Aufklärung harren, und, was man zwischen den Zeilen herausliest, ist, daß dieses Verhältnis ein anderes gewesen sein muß, als es beispielsweise 1870/71 zwischen Moltke und seinem ersten Generalquartiermeister Podbielski bestanden hat. Ludendorff hat sich bekanntlich schon beim Angriff auf Lüttich vorteilhaft bemerkbar gemacht. Der alle Regeln des Festungskrieges negierende Angriff war etwas ins Stocken geraten; einige Angriffskolonnen kamen nicht vorwärts oder wurden zum Rückzuge gezwungen, unter den Wagenkolonnen im Rücken waren Schrecken und Verwirrung entstanden; da fand sich in Ludendorff der entschlossene Mann, der die Verhältnisse des Krieges durch Arbeit oder Erfahrung kannte, und überwand die Reibungen. Der Russeneinfall im Osten brachte ihn dann an der Seite Hindenburgs in eine Stelle, die ihm alle Gelegenheit bot, seine militärischen Fähigkeiten, seinen festen Willen und seine riesige Arbeitskraft in vollem Umfange zu betätigen. Um zu beweisen, daß er nicht aus Eigensinn, Ehrgeiz oder Unverstand den Krieg weiter geführt, sondern auf den Frieden bedacht gewesen ist von dem Augenblicke an, wo er in die einflußreiche Stelle eines ersten Generalquartiermeisters eingetreten, wird sein schon im Jahre 1916 getaner Ausspruch angeführt: „Bethmann bringt nie einen Frieden fertig, er muß fort.“ Gegen den ihm von Scheidemann gemachten Vorwurf eines Hazardeurs wird er von Stein mit folgender Motivierung in Schutz genommen: „Ludendorff hat vor jeder Unternehmung seine Mittel und Absichten genau geprüft und nur dann gehandelt, wenn er sein Gewissen frei fühlte. Bis zu den Erfolgen im Sommer 1918 hatte er ein Recht an den Sieg zu glauben. Er hatte auch einen triftigen Grund, den Angriff weiter zu führen, ehe uns die Amerikaner über den Kopf wuchsen. Der Krieg bleibt das Gebiet der Unsicherheit und Ungewißheit. Das einzige Gewisse besteht in der Entschluß- und Willenskraft des Führers. Beides wird man dem General Ludendorff nicht absprechen können.“ Hiemit wird man sich zur Zeit bescheiden müssen, bis andere Veröffentlichungen weitere Aufklärung bringen.

Wie aus allen Betrachtungen Steins hervorgeht, ist er überzeugter Monarchist und Vertreter des altpreußischen Soldatentums. Er zweifelt nicht daran, daß der Kaiser am Kriege schuldlos gewesen und dieser für Deutschland eine gerechte Sache war. Aber er ist auch nicht blind für die Mängel, die dem deutschen Heere angehaftet, und für die schädlichen Auswüchse, die sich im Laufe des Krieges eingestellt haben. Als aufrechter und gerader Mann anerkennt er diese rückhaltlos und liefert darum für manche Kriegerscheinung die bestätigenden Motive.

-t.

## Die Kämpfe der Bugarmee.

(Schluß.)

Jetzt schien der Augenblick gekommen, den lange gehegten Plan zur Ausführung zu bringen, der darin bestand, den Bug zu überschreiten und mit aller Kraft nach Kobryn vorzustößen. Durch dieses Manöver wurden nicht nur die an der Weichsel stehenden Russen — und es mußten starke Kräfte sein — abgeschnitten, sondern mit ihnen auch die große Festung Brest-Litowsk. Allein der Gedanke, so schön er war, kam nicht zur Ausführung, denn die Bugarmee mußte in anderer Weise verwendet werden, da die westlich von ihr operierenden beiden Korps der 11. Armee abtransportiert wurden, um anderswo eingesetzt zu werden. So mußte sie sich nach Westen ausdehnen. Zugleich mit diesen Truppenverschiebungen wurde aber auch die Verfolgung aufgenommen und kräftig nach Norden weitergetragen. Es kam bald zu hartnäckigen Kämpfen im Vorfeld der von Fliegern festgestellten ungemein starken Stellung nördlich Sawin, deren Beschreibung bereits mitgeteilt wurde und von der gesagt worden ist, sie hätte alles bisher vorgefundene weit in den Schatten gestellt. Zudem wurde sie von den besten Kerntrouppen, Sibiriern und Garden, verteidigt, die es trefflich verstanden, nicht nur abzuwehren, sondern im richtigen Augenblick auch anzugreifen — kurz die Verteidigung aktiv zu führen. „Sie setzten alles daran, die Stellung so lange wie möglich zu halten und mußten dies tun, denn am 4. August war Iwangorod, am 5. Warschau gefallen, und ein weiteres Vordringen der Deutschen am Bug mußte unter allen Umständen verhindert werden, wollten die Russen nicht Gefahr laufen, auf ihrem Rückzug aus den gefallen Festungen nach Osten in der Flanke gefaßt und vernichtet zu werden.“ Es ging demnach ums Ganze. Man kann sich nun vorstellen, was es heißt, eine so starke, mit dem Mute der Verzweiflung durch die denkbar besten Truppen verteidigte Stellung mit derartigen Hindernissen zu überwinden, wenn dem mutigen Angreifer das kräftigste Feuer entgegenschlägt. Das Ringen um die Vorstellungen dauerte mehrere Tage. Am 9. August schien die Hauptstellung sturmreif zu sein. Gegen Mittag setzte der Feuerorkan der Artillerie ein. Die Infanterie erzielte gleich anfangs einige nicht zu verachtende Erfolge, die am 10. erweitert wurden, allein die Hauptstellung blieb unerschüttert, und jeder Versuch, sich ihr zu nähern, oder gar einzudringen, brach sich an den Hindernissen, die im wirksamsten Flankenfeuer lagen. Dazu kamen die beständigen, mit ungeheurem Elan und dem Mute der Verzweiflung geführten Gegenangriffe des Verteidigers. Die Bayern, die den Massenstößen der Garderegimenter Trotz boten, welche letztere die Handgranate ebenso sicher zu verwenden wußten, wie das Bajonett, hatten Mühe, sich zu halten. „Es war eine Kraftprobe der die höchste Bewunderung auf beiden Seiten nicht versagt werden kann. Unter den schwersten blutigen Verlusten wurden die Angriffe zurückgeschlagen. Doch nach kurzer Zeit versuchten neue Regimenter den Sieg im Kampfe Mann gegen Mann an sich zu reißen. Vergebens! Die Bayern gaben, was sie einmal hatten, nicht wieder her. In einem der feindlichen Gräben fanden die Angreifer später 500 Tote allein vom